

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes

Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund

Band: 74 (1982)

Heft: 7-8

Artikel: Zu Besuch in China : Eindrücke und Beobachtungen

Autor: Muralt, Bruno

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-355096>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zu Besuch in China – Eindrücke und Beobachtungen

Bruno Muralt

Zum Geleit

China, das sind rund eine Milliarde Menschen: ein Viertel der Menschheit. Fast eine Welt für sich. Eine uns in jeder Beziehung fremde Welt. Knapp 12 Tage konnte ich – im Frühling 1981 – das riesige Land besuchen. Nicht als Tourist, sondern als Guest des Chinesischen Gewerkschaftsbundes und Mitglied einer offiziellen Delegation des SGB, zusammen mit SGB-Präsident Richard Müller und Vizepräsident André Ghelfi.

Das war eine Ehre für mich und auch ein Vergnügen. Aber ich glaube nicht, dass bei einer solchen Reise die Voraussetzungen besonders gut sind, Land und Volk kennenzulernen. Zwar kommt man mit Männern aus der Führerschicht zusammen, die der gewöhnliche Chinareisende kaum zu sehen bekommt. Aber es sind offizielle Begegnungen, nicht Gespräche von Mensch zu Mensch, und sie beanspruchen viel von der knappen Zeit.

Was mich in einem fremden Land am meisten interessiert, das sind die Menschen, wie sie leben, arbeiten, ihre Freizeit verbringen, was sie denken und welches ihre Probleme und Sehnsüchte sind. Das erfährt man am besten, wenn man allein reist und sich unter die Einheimischen mischt. Das zu tun, ist in China für einen Ausländer an sich schon schwierig genug, für einen offiziellen Guest praktisch unmöglich.

Wir haben drei Städte kurz besucht, sowie zwei landwirtschaftliche Kollektive in Stadtnähe. Noch heute aber leben fast 80 Prozent der Chinesen auf dem Land und von der Landwirtschaft. Der typische Chines ist also ein Bauer. Ihn haben wir nicht kennengelernt. Zusammengefasst: Wir haben nur ein paar Ausschnitte von dem riesigen Land gesehen, und die erst noch im Eiltempo. Nie konnten wir in Musse die Menschen und ihre Umwelt beobachten und auf uns einwirken lassen. Für zufällige und oft so aufschlussreiche Begegnungen gab es in unserem «Fahrplan» praktisch keinen Raum.

Warum ich das schreibe? Um zum vornherein klar zu machen, dass, was hier folgt, kein Bericht über China ist, «wie es lebt und lebt». Es sind im Gegenteil nicht mehr als ein paar persönliche Beobachtungen und Eindrücke. Noch etwas: Es gibt in China und besonders in Peking auch reiche Schätze chinesischer Kunst und Kultur zu sehen und zu bewundern. Ich werde nicht darauf eingehen, weil mir einfach Zeit und Ruhe fehlten, sie ungestört zu betrachten. Sie blass aufzuzählen aber wäre zu langweilig.

Im übrigen habe ich mich vor allem auf meine Augen verlassen. Mit viel Sympathie im Herzen für dieses alte und grosse Kulturvolk. Für ein Volk auch, das gerade in seiner jüngsten Geschichte unendlich viel hat erleiden müssen: Eroberungskrieg und Besetzung des Landes durch die Japaner, Zweiter Weltkrieg, Revolution und Bürgerkrieg, Hungersnöte und Unterdrückung, diverse Machtkämpfe.

Ankunft in Peking: erste Beobachtungen

Schon in Kloten waren wir mit Verspätung gestartet. Beim Zwischenhalt in Athen kamen noch fast zwei Stunden dazu: Wegen einem Riss in einem Pneu musste ein Rad ausgewechselt werden. Dabei spielte die Technik verrückt; ein Heber klemmte und wollte unsren schweren Vogel nicht mehr frei geben...

So ist es jetzt, da wir die chinesische Grenze überfliegen, schon fast Nacht. «Fotografieren streng verboten!» wird uns mitgeteilt... Ich drücke die Nase ans Kabinenfenster und versuche, etwas zu entdecken. Vergeblich. Nur hin und wieder ein verlorenes Lichtlein im Dunkel. Dabei fliegen wir «über eine Milliarde Chinesen» hinweg, am fast wolkenlosen Himmel. Sind die alle schon im Bett? Müsste man nicht hin und wieder wenigstens eine Strassenbeleuchtung wahrnehmen – oder haben die etwa keine?

Aber jetzt schimmert Helle von unten herauf und steigert sich schnell zum Lichtermeer. Wir fliegen über Peking. Wie ein riesiges, beleuchtetes Schachbrett sieht es aus, durchzogen von einigen schnurgeraden, breiten Strassen. Fast wie Manhattan – ohne die «Bienenwaben» der Wolkenkratzer. Der Swissairpilot setzt sanft auf die chinesische Erde auf. Endlich!

Ich bin ganz schön geschafft und habe steife Beine wie ein Sägebock. Schliesslich haben wir ja auch fast die halbe Erdkugel umflogen. Wunder der Technik! Sicher, aber andererseits: Wir plumpsen da, ohne Übergang, mitten in eine uns völlig fremde Welt: Asien. Wie im Märchen, aber auch ein ganz klein wenig unheimlich. Früher, als die Leute noch mit Schiff, Bahn und Wagen reisten, da hatten sie Zeit, die sich ändernde Umwelt körperlich und seelisch einigermassen zu verkraften...

Trotz der grossen Verspätung sind unsere chinesischen Gastgeber und Kollegen da, uns abzuholen: bart- und schnauzlose, lächelnde Gesichter, einer, Vizepräsident des Chinesischen Gewerkschaftsbundes, mit listigen Äuglein, ist mir auf Anhieb besonders sympathisch. Er blinzelt in die Welt, wie einer, der die Menschen kennt und das Leben liebt.

Zoll und Polizei: wir passieren wie das Messer durch die Butter. Unsere Gastgeber müssen mächtig viel Vitamin B haben! Die Flughalle unterscheidet sich kaum von anderen Flughallen auf der Welt. Sie ist gross und scheint fast neu zu sein. Nur Shopping wird hier eher klein geschrieben. Alles ist peinlich sauber, man könnte am Boden essen. Wenig Volk. Fliegen ist hier noch nicht selbstverständlich.

Velofahrer diktieren

Es ist etwas nach zehn Uhr. In einem massiv wirkenden Wagen chinesischen Fabrikats werden wir in die Acht-Millionen-Hauptstadt gefahren, über eine bloss zweispurige, von (Pappeln?) gesäumte Strasse. Wir fahren mit Standlicht. Grund: die Velofahrer dürfen nicht geblendet werden. Trotz meiner Müdigkeit starre ich besorgt auf die Fahrbahn, wo hin und wieder plötzlich Gestalten aus dem Dunkel auftauchen: Radfahrer, alle ohne Licht und Katzenaugen! Es sieht verflixt gefährlich aus, umso mehr, als die Leute auch noch dunkel gekleidet sind und offenbar auf meist schwarzen Rädern fahren. Jetzt wird es plötzlich fast taghell: Wir biegen in Pekings schnurgerade sechsspurige Prachtstrasse ein: die Chang-An-Avenue. Ich staune: die Strasse ist fast menschenleer. Und das in dieser Millionenstadt! Vorbei am riesigen Tian-An-Men-Platz, dem grössten Platz, den ich je gesehen. Aber auch hier vermag ich kaum eine Menschenseele zu erkennen. So etwas wie ein Nachtleben scheint es in Peking nicht zu geben. Das bestätigt auch unser chinesischer Begleiter, in perfektem Französisch: «Wir Chinesen stehen früh auf und gehen früh zu Bett.» Die paar Radfahrer, die wir sähen, seien wohl Arbeiter, die von der Spätschicht nach Hause fahren.

Unser Hotel liegt hinter einem Vorplatz, direkt an der Chang-An-Avenue. Es ist nagelneu, einige Stockwerke sind noch nicht bezugsbereit. Die grosse Empfangshalle ist menschenleer; der Etagenboy hilft uns mit verschlafenen Augen, aber immer lächelnd in die zugewiesenen Zimmer. Im Badezimmer liegen ein Paar Lederhandschuhe und ein Kamm, so riesig, dass man damit bequem einen Bernhardiner frisieren könnte. Neben dem Bett auf einem Tischchen: Thermosflasche und eine Schachtel mit grün-gelblichen Teekräutern. Das Bett ist mit einem smaragd-grün-goldenen Seidenüberwurf bedeckt. Todmüde sinke ich aufs Kissen, d. h. möchte sinken, aber das runde Ding ist hart wie ein Mühlstein...

Die leisen «Divisionen»

War es das harte Kissen oder das Reisefieber? Jedenfalls erwache ich früh am Morgen. Vereinzeltes Hupen, eine Stimme aus einem Lautsprecher, helles «Gezwitscher» von Veloglocken dringen an mein Ohr. Mit einem Sprung bin ich am Fenster. Der Ausblick ist faszinierend: Drunten auf der Strasse scheint das ganze Volk von Peking vorbeizudefilieren, auf Zweirädern. Pekings Arbeiterklasse fährt zur Arbeit, in Uniform – so sieht es wenigstens aus, weil fast alle im gleichen Tuch stecken: blaue Kittel, blaue Hosen dominieren eindeutig. Fast lautlos gleiten sie übers Straßenpflaster, vier, fünf oder auch sechs Reihen breit. Dazwischen vereinzelte «Luxus-Wagen» (hier stimmt der Ausdruck noch!) und relativ viele Autobusse, die oft und anscheinend völlig wirkungslos ihre Hupe traktieren. Nutzlos, denn König der Strasse ist hier der Velofahrer, noch bestimmt er den Verkehrsrhythmus. Und offenbar weiss er, dass er König

ist und scheint sich einen Pfifferling um die Huperei zu kümmern. Sie gehört einfach zur Geräuschkulisse.

Die Lautsprecherstimme? An der Kreuzung unter meinem Fenster entdecke ich eine kleine Verkehrskanzel. Ein Polizist spricht ins Mikro; seine Worte «illustriert» er mit eindeutigen Gesten. Nein, er betreibt keine Politpropaganda, sondern versucht den Volksgenossen Verkehrsdisziplin beizubringen. Mit, wie mir scheint, «unsichtbarem» Erfolg. Trotzdem erfüllt er sein Soll, nutzlos, aber fleissig. Scheint gar nicht so einfach zu sein, das Volk zu erziehen. Ich vermute, unsere Automobilisten würden schlachtdurchdrehen in diesem Velo-Ameisenhaufen.

Aber sie imponieren mir, diese Radler. Keiner scheint es eilig zu haben; «Wettrennen» sehe ich auch keine. Sie diktieren hier den Rhythmus des Lebens, und der ist gemächlich: Eile mit Weile. Auch unter den Fussgängern auf dem Trottoir sehe ich keinen hasten. Es ist wohltuend; ich fühle, wie die Ruhe auch in mir einkehrt.

Übrigens, was würde geschehen, wenn plötzlich eine Milliarde Chinesen ein Auto hätten? Nicht auszudenken! Es wäre eine Katastrophe für das Land. Eine noch viel grössere als bei uns.

Es scheint ein schöner Tag zu werden. Zwar ziehen noch einige graubraune Wolken am Himmel. Oder ist es «smog»? Ich ziehe die Luft durch die Nase: Es riecht nach Schwefel. Ein oder zwei Kilometer entfernt ragen Fabrikkamine aus dem Häusermeer; sie stossen dicke schwarze Rauchwolken aus. Umweltschutz scheint hier noch nicht an der Tagesordnung zu sein. Ein Glück für die Leute, dass nur wenig Autoabgase dazukommen!

Ungewohnte Szene auf dem Parkplatz vor dem Hotel: Angestellte wischen mit grossen Federwedeln an Bamubsstecken den Staub von den Dächern der Autos. Sie tun es so ausdauernd und sanft, als streichelten sie ihre Freundin ... (Später erfahre ich, dass Peking periodisch von regelrechten Sandstürmen heimgesucht wird, die Mensch und Tier das Atmen schwer machen. Die Wüste ist nicht weit).

Menschen auf der Strasse und im Hotel

Noch vor dem Frühstück gehe ich an den Strassenrand hinunter, um die Radlerscharen genauer beobachten zu können. Mein erster Eindruck war nicht genau. Zwar tragen fast alle dieselbe «Uniform» (Mao-Look), was den Schnitt anbelangt. Aber in der Farbe gibt es Nuancen. Blau dominiert eindeutig, aber es gibt verschiedene Blautöne, und auch graue, grüne und schwarze Kittel.

Guckt man noch genauer hin, lassen sich weitere Unterschiede entdecken: grobe Stoffe und «feine Stöffchen», gut sitzende (massgeschneiderter?) Kittel und schwabbelnde. Die Mehrzahl der Leute trägt weiche und wohl billige Stoffschuhe, aber eine Minderheit kann sich offenbar Lederschuhe leisten. Ein gemeinsamer Nenner indessen: Alle sind sauber und ordentlich gekleidet. Nur, dieser auf den ersten Blick so einheitlich schei-

nende Proleten-Kleiderkult täuscht: Es gibt auch hier Gleiche, die noch «gleicher» sind als die andern. Das soll keine Kritik sein, nur eine deutlich sichtbare Feststellung.

Schwierig ist es mit den Frauen. Auf Distanz sind sie schwer von den Männern zu unterscheiden. Sie sind fast gleich uniformiert, und unter dem Kittel sind typisch weibliche Merkmale kaum zu erkennen. «Sexy» sind sie bestimmt nicht. Alle tragen lange Hosen, aber nie eng anliegende, oft dagegen weite «Säcke», die sie eher plump erscheinen lassen – was die meisten in Wirklichkeit bestimmt nicht sind. Immerhin, Radlerinnen erkennt man oft, weil sie weisse Handschuhe tragen oder eine vom üblichen Klischee in Form und Farbe leicht abweichende Bluse. Was doch Kleider ausmachen können! (Übrigens, im Sommer sollen die Frauen bunter erscheinen, wenn der strenge Kittel leichten Blusen weiße, erklärt mir einer unserer chinesischen Begleiter. Ich hoffe es für die Chinesen. Wo schöne Frauen sind, sieht die Welt weniger trübselig aus.) «Ni hao!» Ich habe das erste chinesische Wort gelernt: guten Morgen. Die Angestellten im Hotel sind auffällig jung, mit glatten, völlig unbehaarten Gesichtern und glänzend schwarzem Kopfschmuck. Einige sehen lustig aus, wie Igel, mit ihrem Busch aus bocksteifen, abstehenden Haaren. Langhaarige sind nicht zu sehen.

Auch die weiblichen Bediensteten sind fast durchwegs jung, mit kurzgeschnittenem Haar. Mir fällt ihre Pfirsichhaut auf. Ein Mädchen, das den Lift betreibt, schaut wirklich bezaubernd in den neuen Tag, mit seinen dunklen Schlitzaugen. Wenn man ihm ins Gesicht schaut, senkt es den Blick und bekommt rosa Wangen ...

Unter einer offenen Zimmertür stehen zwei Chinesen im Pyjama, mit entblößtem Oberkörper. Nicht ein Haar haben sie auf der Brust! «Gorillamännchen» scheint es unter den Chinesen kaum zu geben.

Unten in der Halle sind noch Bodenleger am Werk. Mir fällt auf, wie viele es sind. So viele, dass sie einander in die Quere kommen; oft muss einer wegtreten, damit ein anderer arbeiten kann. An Arbeitskräften scheint es hier nicht zu fehlen ...

Das Frühstück: Es gibt ein Schälchen gedämpften Reis, Nudelsuppe, Eier, Gemüsesuppe, Fisch, Fleisch oder auch Brot und Konfitüre nach westlicher Art usw. Wir können uns schon am frühen Morgen dick essen. Ich möchte gerne wissen, was der Durchschnittschinese auf dem Frühstückstisch stehen hat ... Erste Versuche mit den verflixten Stäbchen. Weil ich nicht verhungern mag, gebe ich's bald auf. Zum Glück gibt's da noch einen kurzen breiten Suppenlöffel aus Porzellan ...

Überraschung beim Geldwechseln: statt mit der Rechenmaschine oder einem elektronischen Kleinrechner arbeitet die junge Frau mit einem Zählrahmen! Ähnlich wie bei uns einst die «Häfelschüler». Aber das Lächeln erstirbt schnell auf meinen Lippen und weicht dem Erstaunen. Die Frau rechnet mit einer Geschwindigkeit! Die reinste Hexerei. Abakus heißt, glaube ich, diese chinesische «Rechenmaschine». Einfacher geht's wohl kaum: Holzkügelchen an einem Draht. Und viel schneller

auch nicht. Wie sie's schafft? Das allerdings habe ich nicht kapiert. Wir sind bereit für den ersten Ausgang in Peking.

61 Millionen Gewerkschafter!

Nach dem Frühstück marschieren wir zum Hauptsitz des Allchinesischen Gewerkschaftsbundes. Ein schmalbrüstiges, längliches Gebäude, vier oder fünf Stockwerke hoch, an Pekings Hauptstrasse Chang-An gelegen. Kein protziges Hauptquartier, auch im Innern wirkt es eher spartanisch – könnte auch eine Kaserne sein.

In einem Sitzungszimmer erwarten uns zwei Vizepräsidenten und einige Sekretäre, auch eine Frau ist dabei. Vor jedem Sitzplatz stehen bereits die grossen Tassen mit dem unvermeidlichen grünen Tee. (Ich schreibe «unvermeidlich», weil uns dieser grüne, leicht bittere Tee vom ersten bis zum letzten Tag überall und zu jeder Tageszeit offeriert wurde: Er gehört in China einfach «dazu»; man trinkt ihn ohne Zucker; es soll Chinesen geben, die pro Tag mehrere Liter davon trinken.)

Die chinesischen Kollegen begrüssen uns freundlich; die Atmosphäre ist entspannt. Wir bekommen Schmeichelhaftes zu hören: Die Schweiz steht an der Spitze der technologisch hochentwickelten Länder; auch wir Chinesen kennen und schätzen die hohe Qualität der Schweizer Produkte, die von einer hochqualifizierten und fleissigen Arbeiterschaft hergestellt werden. Wir wissen auch, dass die Werktägigen in Eurem Land dank dem Wirken der Gewerkschaften einen bemerkenswert hohen Lebensstandard erreicht haben und dass die Schweizer stolz sind auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit. (Fast wäre ich rot geworden!)

Im Vergleich zu uns Schweizern wären sie, die Chinesen, noch arg im Rückstand, und sie könnten zweifellos viel von uns lernen. Sie, die Chinesen, hofften, unser Besuch werde die Freundschaft zwischen den Gewerkschaften Chinas und der Schweiz vertiefen.

Da kann unser Präsident, Richard Müller, natürlich nicht nachstehen. Mit Recht hebt er u. a. eine grosse Leistung der chinesischen revolutionären Arbeiterbewegung hervor, die Tatsache nämlich, dass es ihr gelungen ist, ein Schreckgespenst, das Millionen von Chinesen Jahrhunderte hindurch gepeinigt hat, in wenigen Jahren zu besiegen: den Hungertod. Diesen Freundlichkeiten folgt ein Frage- und Antwortspiel über Aufgaben und Probleme der chinesischen Gewerkschaften, die politische, soziale und wirtschaftliche Lage des Landes usw. Ich kann dieses Gespräch nicht vollinhaltlich wiedergeben.

Statt dessen ein paar Hinweise zum Verständnis der Rolle, die den chinesischen Gewerkschaften innerhalb der revolutionären Arbeiterbewegung und im heutigen China zukommt. Dabei möchte ich ausdrücklich betonen, dass, was hier folgt nicht eine Zusammenfassung der Aussagen der chinesischen Gewerkschafter ist, sondern eine nicht unkritische Betrachtung, für die nur ich selber verantwortlich bin.

Zwischen Hammer und Amboss

Die Aufgaben, welche die Gewerkschaften in China bewältigen sollten, sind riesig und, wie mir scheint, auch zwiespältig. Einmal sollen sie die Rechte der Arbeiter schützen und möglichst erweitern.

Die Arbeiter erwarten von ihnen höhere Löhne, mehr Freizeit und ganz allgemein ein «schöneres Leben». Anderseits sollen sie ihre Mitglieder auch politisch erziehen und gleichzeitig beruflich aus- und weiterbilden.

Diese Ausbildung soll sie auch befähigen, in den Betriebskommissionen mitzuarbeiten, denen eine beratende und kontrollierende Funktion zukommt. Die Betriebskommissionen haben sich ebenfalls darum zu kümmern, dass die Kantinen und Kinderkrippen, Betriebskrankenkassen usw. gut funktionieren und etwas für die Freizeitkultur der Arbeiter getan wird.

Das alles sind vielseitige und gewiss auch schöne Aufgaben.

Aber das ist nicht alles. Die Gewerkschaften sollen auch den sogenannten «sozialistischen Wettbewerb» fördern. Im Klartext kann das nur heißen: mithelfen, die Arbeitsproduktivität zu steigern, dafür zu sorgen, dass mehr und besser produziert wird.

Die Gewerkschaften als «Antreiber» der Arbeiter? Natürlich gibt es auch Mittel, die Arbeitsproduktivität zu steigern, die mit «Schinderei» nichts zu tun haben. Trotzdem finde ich, sind hier Konflikte vorprogrammiert. Die Gewerkschaft kann leicht zwischen Hammer und Amboss geraten. Auf der einen Seite wünschen die Arbeiter mehr Lohn und bessere Arbeitsbedingungen, auf der andern pochen Direktion und hinter ihr Einheitspartei und Staat auf grösste Leistungen. Da den Mittelweg zu finden, der beide Seiten befriedigt, dürfte manchmal verflixt schwierig, wenn nicht unmöglich sein.

Dazu kommt, dass es in China keine Selbstverwaltung der Betriebe durch die Arbeiter gibt. Zwar haben uns die Kollegen erklärt, es bestehe die Tendenz, die Mitbestimmung der Betriebskommissionen zu erweitern. Demgegenüber aber ist es auch so, dass die Gewerkschaftsbewegung ein Instrument der Kommunistischen Partei ist.

Und diese Partei ist es, die das Land allein und «konkurrenzlos» regiert. An dieser Allmacht der Partei ändert wohl auch die Tatsache nicht viel, dass der Präsident des Allchinesischen Gewerkschaftsbundes Mitglied der obersten Befehlszentrale dieser Partei ist und das Streikrecht in der Verfassung verankert steht.

Natürlich können wir China nicht einfach mit Polen vergleichen. Die KP Chinas ist ein «Eigengewächs». Sie empfängt keine Befehle aus Moskau. Aber auch in Polen waren die Gewerkschaften bis vor kurzem ein Instrument der Partei. Und genau darum haben sie das Vertrauen der Arbeiter verspielt und konnte die neue, unabhängige Gewerkschaft «Solidarität» innert kürzester Frist mehr als 10 Millionen Mitglieder gewinnen...

Ein Blick zurück

Heute zählt der Chinesische Gewerkschaftsbund über 61 Millionen Mitglieder. Die ersten Gewerkschaften wurden in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gegründet. Sie existierten damals ausschliesslich in einigen Küstenstädten, vor allem in Schanghai und Kanton. In diesen Städten war auch die junge chinesische Industrie konzentriert. Sie befand sich weitgehend in den Händen europäischer Kapitalisten, die dort im «schönsten» kapitalistischen Kolonialstil funktionierten und die chinesischen Arbeiter noch gnadenloser auszubeuten versuchten, als sie es zu Hause in Europa tun konnten. Schnell reich werden, war ihre Devise – auf dem Rücken der «gelben Kulis».

Das führte zu eigentlichen Aufständen der Arbeiter, vor allem in Schanghai. 1925 bis 1927 tobte, besonders in Schanghai, ein blutiger Bürgerkrieg, der mit dem Zusammenbruch der revolutionären Arbeiterbewegung endete. Tausende von Menschen wurden umgebracht.

Maos Geniestreich

Die Niederlage des organisierten Proletariats in den Städten zwang die Anführer der Revolution, ihre Taktik zu ändern. Unter Mao zogen sich die Kommunisten unter unsäglichen Strapazen und schweren Verlusten an Menschenleben auf dem historischen «langen Marsch» in die hinterste Provinz zurück. Dann folgte Maos Geniestreich. Über 80 Prozent der Chinesen waren Bauern. Die meisten von ihnen wurden ebenso oder noch schlimmer ausgebeutet als die Arbeiter in den Küstenstädten. Also machte Mao diese «Hungerbauern» zu Soldaten seiner Revolution.

Mit seiner Bauernarmee hat er schliesslich den Bürgerkrieg gewonnen. 1949 proklamiert er die Volksrepublik China, und es sind Bauern-Soldaten, die im gleichen Jahre in Schanghai einmarschieren, wo zuvor die Arbeiter jahrelang gegen das bürgerlich-kapitalistische Regime vergeblich gekämpft und geblutet hatten. Damals machten die Arbeiter nicht einmal 10 Prozent der aktiven Bevölkerung Chinas aus. Auch in der KP Maos bildeten sie eine verschwindende Minderheit.

Das sollte sich aber schnell ändern. Mao brauchte die Arbeiter für den Aufbau des neuen China. Besonders die Werktätigen in den Küstenstädten waren so etwas wie eine revolutionäre, geistig bewegliche Elite. Zu Tausenden traten sie in die Partei ein. Gleichzeitig wuchs auch die Gewerkschaftsbewegung rasch: 1949 2,4 und 1957 schon 16,5 Millionen Mitglieder. Unzählige Arbeiter stiegen in Kaderfunktionen von Industrie, Partei und Staat auf. Im neuen China waren immer mehr sie es, die den Ton angaben.

Am Anfang ging eigentlich alles gut, auch für die Gewerkschaften. Zwischen 1953 und 1957 stieg die Produktion um jährlich 14 bis 15 Prozent, und die Löhne der Arbeiter folgten mit 5,5 Prozent im Durchschnitt. Aber 1957 gab es «Mais». Grund: nach sowjetischem Muster

wurden Akkordarbeit und Leistungsprämien eingeführt. In der Stadt Kanton traten die Docker in den Streik. Bis zu 16 Stunden im Tag lasse man sie malochen, fluchten sie. Sie empörten sich auch gegen die Kader ihrer Gewerkschaft, die nur Antreiber der Regierung seien... Man besänftigte sie, vor allem mit Lohnerhöhungen.

«Klassenkampf» – auch unter den Arbeitern?

Auch unter dem Kommunismus gab es (und gibt es heute noch) «Gleiche, die noch gleicher sind als die andern». Bevorzugt waren zum Beispiel die Arbeiter in den eigentlichen Staatsbetrieben, mit höheren Lönen und mehr sozialer Sicherheit. Dann gab (und gibt) es auch wesentliche Unterschiede zwischen den definitiv Angestellten (mit Lebensstellung) und den «Auswechselbaren» (Temporären).

Während der sogenannten Kulturrevolution kam es z. B. in Schanghai zu einem regelrechten Kampf zwischen den beiden «Klassen» von Arbeitern. Die revolutionären «Roten Garden», angeführt von aufmüpfigen Studenten, benützten die unzufriedenen «Temporären» als Sturmtrupp gegen die «Etablierten», in deren Lager auch die Gewerkschaften mit den «Definitiven» standen.

Der Kampf endete mit dem Sieg der «Roten Garden» oder Maoisten. Ihre führenden Leute besetzten die Kommandoposten der Stadt. Richtig «beschissen» aber mussten sich die Temporärarbeiter vorkommen. Die neuen Herren erhoben sie nicht zu «Definitiven»! ... Überdies wurden dann Hunderttausende von jungen Mao-Gläubigen aufs Land zu den Bauern verschickt, wo die Lebensbedingungen viel härter waren (und sind) als in der Stadt. Die Armee wollte halt wieder Ordnung haben.

Ein Gott, der (auch) keiner war

1976 stirbt Mao, der grosse Mann der chinesischen Revolution. Er wird als genialer Revolutionär und Führer der Massen in die Geschichte eingehen. Aber ein Gott war auch er nicht. Doch genau das hatte die Propaganda aus ihm gemacht. Das hat weder Mao noch den Chinesen gut getan.

Wahrscheinlich werden die Geschichtsschreiber einmal feststellen, dass er die Chinesen zu einer gewaltigen Leistung vorangetrieben, ja China regelrecht aus dem Sumpf gezogen hat, in den es Rückständigkeit, Kriege und Korruption getrieben hatten. Etwa 10 Jahre lang hat seine Rosskur Wunder gewirkt. Dann aber begann der Niedergang, der China in ein neues Chaos zu stürzen drohte. «Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei», heisst's, glaube ich, irgendwo in der Bibel. Noch schlechter wohl ist's, wenn ein Mensch ganz allein Recht und die Macht haben will. Die Exzesse während der Kulturrevolution, Maos Tod und der Versuch der sogenannte «Viererbande», die Macht an sich zu reissen, haben Wunden hinterlassen. Das spürt sogar der Fremde, der nur einige Tage

in China weilt. Ich könnte mir vorstellen, dass auch die intelligenten chinesischen Arbeiter skeptischer geworden sind. Misstrauischer gegenüber «unfehlbaren» Führern und den Dogmen, die sie predigen. Es wäre aber schade, wenn sie den Geist der Solidarität und den Willen verlieren würden, gemeinsam eine Gesellschaft aufzubauen, in der alle Menschen frei und ohne Angst leben können.

Möglichst unabhängige Gewerkschaften und die Mitbestimmung der Arbeiter in den Betrieben könnten ein Gegengewicht bilden zur Macht von Partei und Staat. So müssten sich in dem riesigen Land verschiedene starke Gruppen in die Macht teilen, und dies wiederum würde sie zwingen, miteinander über die besten Mittel und Wege zu diskutieren: Es entstünde Demokratie.

«Schnappschüsse» auf der Strasse

Eine knappe Stunde bleibt mir nach dem Mittagessen für eine private Entdeckungstour in der weiteren Umgebung unseres Hotels. Auf dem Platz davor beobachte ich eine Frau mit einem Gesicht, das nur aus Runzeln zu bestehen scheint. Sie führt ein Kleinkind an der Hand, auf das sie dauernd liebevoll einredet, offenbar, weil es sich weigert, weiter zu gehen. Vermutlich eine Grossmutter, die ein Enkelkind hütet. Plötzlich geht das Kleine in die Hocke und streckt seinen rosigen Popo in die Luft. Sein Höschen hat einen Spalt, der sich beim Bücken öffnet wie ein Vorhang, zwischen dem jetzt ein kräftiger Strahl hervorsprudelt... Eine geniale Einrichtung, die Kleinkinder trocken hält und den Müttern die Plackerei beim Waschen vermindert!

Eine andere alte Frau. Sie humpelt schwankend über die Strasse, als wäre sie betrunken. Da fallen mir ihre winzig kleinen Füsse auf. Sie muss aus jener Zeit vor der Revolution stammen, als möglichst kleine Füsse bei Frauen als Schönheitsideal galten. Von klein auf wurden den Mädchen die Zehen nach hinten gekrümmmt. Was dann übrig blieb, waren «Klumpfüsschen», untauglich zum Gehen. Aber gehen mussten sie auch nicht, jene Frauen: Sie wurden in der Sänfte getragen.

Nur den Frauen der Oberschicht, deren einzige Pflicht es war, schöne Puppen zu sein, wurden die Füsse verkrüppelt. Die Frauen der Arbeiter und Bauern mussten ja auch noch arbeiten... Die Revolution hat diesem perversen Spuk ein Ende gemacht.

Die alte Frau ist so etwas wie ein lebendes Relikt aus dem China der Feudalzeit. Die Sänfte aber ist verschwunden. Arme Frau.

Gerne möchte ich sehen, wie die Leute hier wohnen. Aber in diesem Quartier ist das praktisch unmöglich. Fast alle Häuser sind von hohen Mauern umgeben – ähnlich wie in den arabischen Städten. Zwar gibt es jeweils eine Öffnung in diesen «Festungswällen», aber knapp dahinter versperrt eine zweite Wand die Sicht in den Hof. Einzutreten wage ich nicht.

Ich falle auch schon genügend auf. Einmal meiner Bekleidung wegen, aber auch weil ich mindestens einen Kopf grösser bin als fast alle Menschen hier. Ich muss mich daran gewöhnen, von unzähligen Blicken «verfolgt» zu werden. Manche Leute schauen mir offen neugierig ins Gesicht, andere drehen sich mehr oder weniger auffällig nach mir um. Fast komme ich mir vor wie ein seltenes Tier im Zoo. Die beste «Verteidigung»: lächeln. Das steckt an. Fast alle «antworten» freundlich.

Auf einem stark begangenen Trottoir hat ein Schuhmacher einen Stand eingerichtet. Eine Gruppe junger Mädchen steht kichernd um ihn herum. Eines zieht einen Schuh aus, und der Mann beginnt gleich, ihn zu flicken. Das Geschäft scheint zu florieren. Später erfahre ich, dass neuerdings solche gewerbliche Privatbetriebe erlaubt sind, wenn die Inhaber sie allein betreiben.

Auch einige wenige Läden gibt's in diesem Wohnquartier. Ich muss aber gut hinsehen, um sie zu entdecken; so gut wie keine Schaufenster oder Reklamen; im Innern ein paar simple Gestelle und ein Ladentisch. Das ist alles. Niemand scheint hier um den Kunden zu werben, seine Kauflust zu ködern. Von «Konsumgesellschaft» spürt man keinen Hauch.

Auf dem Trottoir verkaufen Frauen Gemüse und Salat. Die Waren liegen «nackt» auf einem Brett, Verpackungsmaterial ist nirgends zu sehen. Aber «Grünzeug» scheint es genügend zu geben. Die Käufer stopfen die Ware in mitgebrachte Taschen oder klemmen sie auf dem Gepäckträger ihres Velos fest. «Shopping» als Freizeitbeschäftigung ist hier wohl unbekannt. Wenn ich an all die Dinge denke, die es bei uns zu kaufen gibt – und die eigentlich keiner wirklich braucht ...

Die meisten Häuser sind grau oder graubraun. Schön sind eigentlich nur die gewellten Dächer der alten Bauten. Es gibt auch einige neuere Wohnblöcke. Sie sehen noch etwas langweiliger aus als bei uns, weil der Umschwung hier nicht gepflegt ist. Dagegen fällt mir auf, dass Strassen und Trottoirs überall sauber sind. Und es scheinen ausschliesslich Frauen zu sein, die sie rein halten: Gruppen von Strassenwischerinnen, mit Kopftüchern oder grossen Stohhüten: einige tragen eine weisse Gaze-Binde vor dem Mund.

Lustig sind die Kinderwagen, ziemlich hoch und ganz aus Bambus gefertigt, mit kleinen Rädchen. Aus Bambus sind auch die Stecken, die an Fenstern und Balkonen befestigt sind und an denen Wäsche zum Trocknen flattert. Farbige Tupfen im oft eher trostlosen Grau. Farbtupfen im Strassenbild, das sind aber vor allem die kleinen Kinder. Mir kommt es vor, wie wenn sich die Mütter mit ihren «Knöpfen» revanchieren würden für das monotone Blau, Grau oder Schwarz der «Uniform», die hier praktisch alle Erwachsenen tragen. Mit den Kleidern der Kleinen «erholen» sie sich davon – in allen Farbtönen. Oft sind es Grossmütter und -väter, die sie spazieren führen – vermutlich weil Väter und Mütter berufstätig sind. Und herzig sind sie auch, diese kleinen Chinesen, mit ihren grossen Köpfen, pechschwarzen Haaren und den Schlitzaugen. Ich habe den Eindruck, die Chinesen seien sehr kinderliebend.

Eine gute Stunde bin ich jetzt marschiert – und habe keinen einzigen Hund gesehen. Mögen die Chinesen Hunde nicht? Dafür begegne ich auch hier einem unverwüstlichen alten Bekannten: dem Spatz. Eigentlich selbstverständlich, soll er doch vor langer Zeit mit den Reiterheeren Attilas aus den asiatischen Steppen bis zu uns nach Europa gekommen sein. Er folgte einfach den «Rossbollen»...

Von Liebe, Einordnung und Freiheit

Nachts auf der Strasse, kurz vor 10 Uhr. Ich schlendere durch ein Wohnquartier. Kaum ein Mensch auf der Strasse. In den meisten Wohnungen sind die Lichter bereits erloschen. Wo die Häuser nicht eine Umfassungsmauer abschirmt, fällt mir auf, dass die Fenster im Erdgeschoss jeweils durch Eisenstäbe oder Gitter gegen Diebe gesichert sind. Von den unzähligen Velos, die am Tage die Strassen Pekings beleben, ist keines mehr zu sehen. Ihre Besitzer schliessen sie offensichtlich in ihre Wohnungen ein. Begreiflich, täte es ihm einer klauen, würde das für den Besitzer eine kleine Katastrophe bedeuten: Für sein Stahlross muss ein «Durchschnittschinese» mehrere Monatslöhne aufwenden.

So etwas wie ein Nachtleben scheint es hier weit und breit nicht zu geben. Ich durchstreife ein ganzes Quartier und höre nichts als meine Schritte, nur vereinzelte Velofahrer gleiten fast lautlos, ohne Licht an mir vorbei und drehen sich jeweils erstaunt nach mir um. Schliesslich lande ich, rein zufällig, in einem baumbestandenen Park, der nur vom fahlen Licht des Mondes dürtig beleuchtet wird. Und hier gibt es tatsächlich Menschen. Sie sitzen auf Bänken oder huschen wie Schatten an mir vorbei. Und da, in einer Lichtung, erlebe ich eine kleine «Sensation»: ein Liebespaar, eng umschlungen! Die beiden küssen sich sogar, lösen sich aber augenblicklich voneinander, wie sie mich bemerken. «Sorry, dass ich störe!», möchte ich ihnen gerne sagen, «ich bin genau so überrascht!» Tatsächlich: dies sollte das einzige Mal sein auf unserer Reise, dass ich einen Chinesen und eine Chinesin sah, die sich küssten. Liebe scheint in Maos China eine Angelegenheit zu sein, die nur in der strengsten Intimität stattfindet. Der «Zwischenfall» erinnert mich an ein Gespräch mit einem Chinesen über das Thema Liebe. Frauen, erklärte er mir, sollten hier frühestens mit 25 Jahren heiraten, Männer mit 28. Und voreheliche Beziehungen, gibt es die auch? Nein, sagt er, «das tut man nicht». Ob es besonders den jungen Männern denn nicht schwer falle, sich sexuell so lange zu enthalten? frage ich weiter. Schliesslich sei die Sexualkraft des Mannes doch gerade zwischen 20 und 30 Jahren am stärksten und verlange gezielterisch nach Erfüllung. Nein, das sei kein Problem, meint er kurz. Ich fühle, dass er Hemmungen hat, über dieses Thema zu reden. Etwa drei Wochen später lese ich dann zufällig in der Zeitung, in Peking seien zwei oder drei junge Männer mit dem Tode bestraft worden. Weil sie mehrere Frauen vergewaltigt hätten. So ganz problemlos ist sexuelle Enthaltung offenbar doch auch in China nicht. Das Gegenteil hätte mich

verwundert. So leicht lässt sich die Natur eben nicht unterdrücken, nicht einmal in Maos China.

A propos Liebe. Da fällt mir noch eine zweite «Geschichte» ein, die man mir in Peking erzählte. Jeder berufstätige Chinese gehört einer «Einheit» (Kommune, Arbeitsbrigade) an. Das hat für ihn manche Vorteile. Die Brigade kümmert sich um ihn, wenn er krank ist oder invalid wird; sie hilft ihm auch, wenn er eine Wohnung sucht, sich weiterbilden möchte oder in Not gerät usw. Er ist sozusagen in seiner Brigade «zu Hause», nie allein und sich selbst überlassen.

Anderseits bedeutet dieses Eingebettetsein in der Arbeitsbrigade aber auch eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, an die wir «Westler» uns wohl nur schwer gewöhnen könnten. Für eine ganze Reihe von Sachen, die wir nach eigenem Gutdünken unternehmen, braucht der Chinese die Einwilligung seiner Arbeitsbrigade.

Wie weit das führen kann, erhellt eben die weiter oben angekündigte «Geschichte»: In China gibt es keinen für alle gültigen Sonntag, sondern es wird an allen sieben Wochentagen gearbeitet. Je nach Brigade ist ein bestimmter Tag in der Woche arbeitsfrei. Das kann der Sonntag, aber auch der Montag usw. sein.

Nun erzählte ein Chinese, einer seiner Kollegen habe sich in eine Frau verliebt, die in einer andern Brigade arbeite. Pech für ihn, weil diese Brigade an einem andern Wochentag als die seine frei habe. So könnten die beiden nie einen Tag zusammen verbringen. Der Mann erzählte das lachend und fügte bei: «Der ist ja selber schuld: Schliesslich gibt es in unserer Brigade über 1400 Leute und darunter hat's viele hübsche Mädchen. Warum muss sich der ausgerechnet eines anlachen, das nicht zu unserer Brigade gehört?»

Natürlich wird den beiden Verliebten nicht verboten werden, sich zu vermählen. Aber mich hat es doch erstaunt, dass der Mann, der die Begebenheit erzählte, es offenbar nicht für absolut selbstverständlich hielt, dass jeder oder jede sich seine(n) Lebensgefährtin oder -gefährten frei wählt, unbekümmert um solche organisatorische Umstände. Zweifellos ist die persönliche Freiheit der Chinesen ganz allgemein stark beschnitten. Dazu kommt noch die Knappheit an Wohnraum. Nach meinen Beobachtungen dürfte es in den grossen Städten nur wenige Menschen geben, die einen Raum haben, in den sie sich ganz allein zurückziehen können. Vielleicht erklärt das auch die Beliebtheit der Bänke im nächtlichen Park.

Aber wir sollten nicht mit unseren Massstäben messen. China ist, wie die Chinesen immer wieder selber betonen, ein Entwicklungsland, und es liegt in Asien. Vielleicht ist es nur der straffen Disziplin und damit der Einschränkung der persönlichen Freiheit des einzelnen zu verdanken, dass heute keiner mehr hungert in dem Riesenland und jeder wenigstens ein Dach über dem Kopf hat.

Vergleichen könnten wir eher mit Indien. Dort ist der kollektive Zwang kleiner und die individuelle Freiheit entsprechend grösser. Nur, was nützt

diese Freiheit den Millionen, die hungern oder jenen Elenden in Städten wie Bombay oder Kalkutta, die nachts auf den Strassen unter freiem Himmel buchstäblich krepieren? Und was bedeutet Freiheit in einem Land, wenn sie einer Minderheit von wirtschaftlich Starken erlaubt, die Mehrheit der Armen hemmungslos auszubeuten?

Viel Schule am Fernsehen

Jetzt bin ich auch noch Englischlehrer im Nebenamt geworden. Für den Etagenboy im Hotel. Seit er herausgefunden hat, dass ich Englisch verstehe, kommt er jedesmal wenn ich auftauche mit einem Englischbuch daher, spricht mir Vokabeln vor und bittet mich, seine Aussprache zu korrigieren. Ein fixer Bursche, er dürfte es weit bringen.

In meinem Zimmer steht auch ein Fernseher. Viermal habe ich ihn kurz eingeschaltet, und jedesmal war's eine Bildungssendung: Englischkurs, Mathematik, Algebra, Geometrie. Die chinesische Regierung nützt Fernsehen und Radio intensiv als Bildungsinstrumente. So gibt es zum Beispiel eine TV-Uni mit Studienabschluss, die von Tausenden benutzt werden soll. Rund 8 Millionen Apparate sollen im Betrieb sein. Das ist natürlich wenig, wenn man an die Milliarde Chinesen denkt. Doch das Fernsehen ist hier noch jung und für einen Empfänger muss der «Durchschnittschinese» 10 bis 11 Monatslöhne auf den Tisch blättern. Aber das «Glotzophon» scheint auch die Chinesen zu faszinieren, und sein Siegeszug ist wohl nicht aufzuhalten. Die Empfänger werden übrigens in China produziert, mit technischer Hilfe vor allem aus Japan.

Traktoren und Kinder

Wir besuchen eine grosse Traktorenfabrik. Freundlicher Empfang beim Direktor, auch Mitglieder der Arbeiterkommission sind dabei. Es wird hier ein einfacher und robuster Traktor gebaut. «Wir haben noch viel zu lernen», sagt man uns und auch: «Wir wissen, dass die Schweizer technologische Spitzenleistungen hervorbringen.»

Ich verstehe nichts von Maschinenbau und Traktoren. Beim Rundgang durch die Werkhallen fallen mir immerhin zwei Dinge auf: 1. Das Arbeitstempo scheint hier sehr human zu sein. Niemand hetzt, und von Nervosität und Stress ist nichts zu spüren. 2. Wie schon im Hotel habe ich auch hier den Eindruck, es seien reichlich Arbeitskräfte vorhanden, und an mehreren Posten stehe eher ein Mann zu viel als einer zu wenig. Das meint auch unser Kollege André Ghelfi, der sich in der Maschinenbranche auskennt. Bei uns sei der Produktionsablauf viel stärker durch rationalisiert, und es würden alle erdenklichen Möglichkeiten genutzt, Arbeitskräfte einzusparen.

Das ist hier bestimmt noch nicht der Fall. Und vielleicht ist das gut so. Schliesslich haben wir ja auch vernommen, dass es in den grossen Städten Chinas nicht wenige Arbeitslose gibt, besonders unter den jun-

gen Leuten. China muss jetzt jedes Jahr rund fünf Millionen neue Arbeitsplätze schaffen, für die Schulabgänger. Sicher keine leichte Aufgabe!

Zur Fabrik gehört auch eine gut ausgebauten Kinderkrippe. Die «Knöpfe» empfangen uns mit grossem Hallo, Chorgesang und tänzerischen Darbietungen. Mit kräftigen Stimmen singen sie ein Lied vom sozialistischen Vaterland, das sie gegen jeden Feind zu verteidigen bereit seien. Besser als dieses kriegerische Lied gefällt mir eine tänzerische Einlage, bei der ich vor allem die rhythmisch anmutigen Bewegungen der Arme und Hände der kleinen Chinesinnen bewundere.

Dabei mache ich eine Entdeckung: die erste Chinesin, die mir schelmisch und richtig kokett in die Augen blickt. Ein etwa 5jähriges «Chnöpfli», mit einem geradezu klassisch schönen Gesichtchen und besonders «raffiniert» geschnittenen Schlitzaugen – wie man es auf alten chinesischen Gemälden sieht. Die Kleine möchte ich wieder sehen – wenn sie 18 oder 20 ist. Vielleicht an der Pekinger Oper?

Die «Knöpfe» verabschieden uns auf Englisch, mit einem lauten «bye-bye»! So disziplinierten Kindern bin ich noch nie begegnet. Eher zu gut gedrillt, für meinen Geschmack ...

Auf dem Rückweg machen wir kurz Halt beim Tian'anmen, dem grössten Platz von Peking und vielleicht der Welt. Ein Riesending, aber auch eine riesige Leere, abgesehen vom Denkmal für die siegreiche Revolution und dem «Palast des Volkes» (Parlament), einem protzigen Kolossalgebäude, dem ich nichts abgewinnen kann. Mao soll hier einmal eine Million (!) Menschen versammelt haben. Das ist wohl auch der einzige Zweck, den diese überdimensionierte ungestaltete Fläche zu erfüllen hat: Aufmarschplatz zu sein.

Ein kleines Detail, das mich versöhnlich stimmt: Mitten auf dem Platz ein paar Kinder. Und was tun sie, hier im Herzen der Millionenmetropole des Milliardenvolkes? Sie lassen bunte Drachen in den blauen Himmel steigen!

Die Grosse Mauer

Zu einer Chinareise gehört «obligatorisch» auch der Besuch der Grossen Mauer. Wir fahren im Auto aus dem Stadtzentrum durch eine nicht enden wollende Vorstadt. Links und rechts viele, zum Teil noch alte, baufällig wirkende Häuser, manche davon sind nur einstöckig. Dann folgen, weiter draussen, neuere und ganz neue Mietskasernen, die sich äusserlich von den unsrigen kaum unterscheiden. Einmal abgesehen vom Stadtzentrum kommt mir Peking wie ein riesiges Dorf vor.

Jetzt fahren wir auf der offenen Landstrasse, die auf beiden Seiten meist von Bäumen flankiert ist. Im Vergleich zu unsren langweiligen Autobahnen wirkt sie geradezu malerisch belebt. Was es da alles zu sehen gibt: Gefährte verschiedenster Art, die von Eseln, Maultieren, Pferden oder Kühen gezogen werden, dann Frauen mit Kopftüchern, Männer mit

geschulterten Arbeitsgeräten, Lastwagen, Traktoren, Reiter zu Pferd oder per Esel und – natürlich – auch hier viele Radfahrer. Hin und wieder flattern Hühner, Enten oder Gänse über die Fahrbahn. Bunte Bilder, die bei uns längst dem monotonen Blechstrom gewichen sind.

Die Strasse windet sich jetzt in Serpentinen eine karge Berglandschaft hinauf, die mich an unsere Voralpen erinnert. Die fruchtbare Erdschicht wird zusehends dünner und seltener. Aber wo es sie gibt, ist sie angepflanzt. Kein Fleckchen Erde wird brach gelassen. Es gilt ja eine Milliarde Menschen zu ernähren, und weite Gebiete Chinas sind unfruchtbare Sand- oder Steinwüste.

Wir sind da. Aber nicht nur wir. Es wimmelt nur so von Menschen, und alle wollen sie wenigstens ein Stück weit auf diesem Weltwunder marschieren: der Grossen Mauer. Kaiser Schihuang-ti hat sie einst bauen lassen, in den Jahren 221–210 vor Christus. Sie zieht sich über rund 3000 Kilometer über Berge, Hügel und durch Täler. In der Höhe ist sie dem Gelände angepasst, 16 Meter in der Ebene, etwas weniger hoch an steilen Berghängen. Unten ist sie 8 Meter dick und oben 5, immer noch breit genug, um Soldaten in Viererkolonne bequem marschieren zu lassen.

In Abständen sind zweistöckige Türme eingebaut, die den Soldaten einst als Aufenthaltsräume und Wachtürme dienten. 300 000 Männer sollen dieses gigantische Bauwerk in etwas mehr als 10 Jahren errichtet haben – ohne Krane und Baumaschinen . . .

Die Mauer sollte einst das sesshafte Kulturvolk der Chinesen vor den Einfällen der wilden «Barbarenstämme» und Nomaden der Mongolei schützen. Einige Jahrhunderte lang hat sie diesen Zweck offenbar auch erfüllt. Doch später vermochte auch sie deren Eindringen nicht mehr zu verhindern. Ich denke unwillkürlich an die Maginotlinie, den Festungswall zwischen Atlantik und Jura, den die Franzosen nach dem Ersten Weltkrieg gegen die Deutschen errichtet haben. Auch er vermochte sie schliesslich vor dem Einmarsch der Nazi-Barbaren nicht zu schützen.

Es ist fast Mittag; die Sonne scheint schon recht warm auf meinen Rücken. Aber unverdrossen marschiere ich schwitzend über die steile Mauer hinauf – und überhole unzählige Chinesen. Die müssen mich für verrückt halten: keiner und keine scheint's eilig zu haben. Sie haben Geduld und Zeit, während wir Wettbewerbsmenschen . . . Hoffentlich lernen sie's nie! Die Mauer ist heute weitgehend zerfallen oder am Zerbröckeln. Aber an einigen Stellen wie hier wurde und wird sie restauriert. Eine eindrückliche Attraktion für einheimische und fremde Touristen. Bereits ist vor dem Aufstieg zur Mauer ein Parkplatz angelegt worden. Eine Beiz ist auch schon da, und das Geschäft läuft.

Der 1. Mai in Peking – mit Rockmusik

Eine kleine Enttäuschung: Wir hatten grosse Aufmärsche erwartet und Ansprachen vor gewaltigen Volksmassen. Aber nichts von alledem. Zwar ist der 1. Mai natürlich arbeitsfrei, und die Strassen und Plätze sind

schwarz oder besser blau von Menschen, von denen viele sonntäglich herausgeputzt wirken. Auch hängt viel rotes Tuch an den Häuserfassaden, und vor unserem Hoteleingang schaukeln mächtige, ebenfalls rote Lampions im Wind. Riesige Porträts von Mao, Marx, Lenin – und Stalin(!) zieren den Tian'anmen-Platz. Aber sonst passiert nichts. Dieses Jahr werde auf Grossdemonstrationen verzichtet, erklären uns die chinesischen Begleiter. Grund: Sparmassnahmen. Ich glaube aber nicht, dass dies der wirkliche Grund ist. Vielmehr dürfte er in einer gewissen ideologischen Unsicherheit liegen. Seit der Zerschlagung der sogenannten Viererbande und dem Tode Maos sucht die neue Führung den Weg in die Zukunft. Noch scheint nicht endgültig entschieden, wer mit welchem Programm ihn voranschreiten wird. Ein für bald geplanter Parteikongress sollte Klarheit bringen. Bis dahin wollen sich die grossen Tenöre der Partei wohl lieber zurückhalten.

Immerhin, im «Hause des Volkes» findet zur Feier des 1. Mai ein Unterhaltungsabend statt – für geladene Gäste. Dazu gehören auch wir drei Schweizer Gewerkschafter, Leute vom diplomatischen Korps und natürlich alles, was Rang und Namen hat in der Partei. Das macht viele Leute, und das Ganze geht in einem Riesensaal mit 16 000 (!) Sitzplätzen vor sich. Fast bekomme ich Platzangst in dieser Menschenmenge. Aber es ist alles bestens organisiert, und wir finden unsere reservierten Plätze ohne Schwierigkeiten. Zuletzt – wie sich das gehört – folgt der Einmarsch der «Gladiatoren», das heisst der Spitze der Partei. Ich erkenne allerdings nur das Mondgesicht des umstrittenen Hua Gofeng. Der neue kleine grosse Mann, Deng, ist nicht gekommen. Die «Grossen» werden von einem Teil des Publikums mit Beifall begrüßt.

Zuerst singt der grosse Chor der Volksarmee – es mögen mindestens 200 bis 300 Männer und Frauen sein – einige Lieder. Es schallt mächtig durch den Saal, perfekt gekonnt. Die Sängerinnen und Sänger müssen richtige Profis sein. Es folgen ein Zauberer und eine Sängerin, die, wie ich vermute, Lieder in der klassisch-chinesischen Manier singt. Jeder Beitrag wird von einer Ansagerin angekündigt, die jene Bühnensprache spricht, die uns Westlern so exotisch in den Ohren klingt. Beifall klatschen, das habe ich schon im Theater festgestellt, scheint in China alles andere als selbstverständlich zu sein. Wir Europäer sind auch hier die Fleissigsten. Aber dann produziert sich eine «Steelband», von Chinesen formiert, mit Karibik-Musik. Das scheint hier eine kleine Sensation zu sein. Nach ihren Vorträgen gibt's zum ersten Mal donnernden Beifall. Und dieser Beifall steigert sich zum Orkan mit dem Auftritt einer Schlagersängerin. Besonders die jüngeren Leute unter dem Publikum hält's kaum mehr auf den Sitzen. Und was singt sie, die hübsche Chinesin mit der goldenen Kehle? Dreimal darf ihr raten: Melodien und Rhythmen, die unserer westlichen Rockmusik «verzweifelt» nah verwandt sind. Fazit: An dieser offiziellen 1.-Mai-Abendfeier der KP Chinas grosser Triumph für die «dekadente» Musik des kapitalistischen Westens! ... Die Musik kennt auch keine ideologischen Grenzen mehr: Rockfans aller Länder, vereinigt euch!

Etwas ganz anderes: «Mich verwundert, dass ihr hier am 1. Mai auch ein Porträt Stalins aushängt. Für mich ist dieser Stalin, neben Adolf Hitler, der grösste Massenmörder aller Zeiten. Keiner hat wie er dem Ansehen des Sozialismus, dem er zu dienen vorgab, so unendlich viel geschadet und in Millionen von Menschenherzen eine grosse Hoffnung zerstört. Auch kann ich nicht glauben, dass er ein Freund des chinesischen Volkes war.»

Das sage ich einem jungen Chinesen und Gewerkschafter. Seine Antwort: «Wir wissen natürlich auch, dass Stalin grosse Fehler begangen hat – aber in ideologischer Hinsicht hat er doch konsequent die richtige Linie eingehalten.»

Meine Replik: «Menschen, auch völlig unschuldige, ermorden zu lassen, das ist für mich kein ‚Fehler‘, sondern Mord, folglich war Stalin eben ein Mörder. Niemals wird sich wahrer Sozialismus mit Mord und Unmenschlichkeit verwirklichen lassen. Denn was will wahrer Sozialismus? Mehr Menschlichkeit.»

Ich habe das Gefühl, es sei dem Kollegen unangenehm, über dieses Thema zu diskutieren. Er schweigt. Schade, ich hätte gerne offen, von Mensch zu Mensch mit ihm gesprochen – ohne ideologische Scheuklappen.

Vor dem Abschied von Peking: die «verbotene Stadt»

Sie ist das Prunkstück des chinesischen Tourismus: die «verbotene Stadt». Die jetzt nicht mehr verboten ist, sondern von Millionen besucht und bestaunt wird. Einst hatten hier die Kaiser Chinas, die «Söhne des Himmels», gelebt – eine Art von Halbgöttern. Zusammen mit ihren Frauen, Konkubinen und Hofbeamten. Für die «gewöhnlichen» Chinesen blieb sie ein Geheimnis, ein märchenhafter Ort, für dessen zweifellos hohe Kosten sie zwar Blut schwitzen mussten, von dem sie aber nur träumen konnten.

Und es ist eine richtige Stadt, von hohen Mauern umgeben und von erstaunlichen Ausmassen. Heute ein zauberhaft buntes Stück Geschichte, ein Riesenmuseum. Es gibt einen grossen See darin, Bäche und Flüsse mit Brücken aus blauem Marmor von unglaublicher Schönheit, den Kaiserpalast, den kreisrunden Himmelstempel, «Lustschlösschen», Tempel und Pagoden, zauberhafte Blumengärten und Parks, einen künstlich angelegten Wasserfall, einen Sommer- und einen Winterpalast, die Gemächer der Konkubinen usw.

Und Namen voller Poesie tragen diese Gebäude: «Tor der irdischen Ruhe», «Halle der vollkommenen Harmonie», «Tempel der himmelblauen Wolke» usw. Dazu wimmelt es von goldenen Drachen und Löwen und Schmuckgegenständen aller Art.

Nur Zeit – mindestens drei oder vier Tage – müsste man haben. Wir haben sie leider nicht. Wir sind ja auch keine Touristen, sondern eine Delegation

von Gewerkschaftern, die nicht viel mehr als einen flüchtigen Blick werfen können auf diese fantastische Märchenwelt. Vielleicht ist sie mir auch deswegen irgendwie fremd geblieben. Ich möchte einmal als Tourist zurückkehren können, und mir das alles im Detail ansehen – in ganz unirdischer Ruhe.

Flug nach Südwesten: Hang-zhou

Wir fliegen von Peking Richtung Südwesten, weit hinunter nach Hangzhou, eine Stadt, die etwa 300 Kilometer von Schanghai entfernt liegt. Im Flugzeug sitzen ausser uns drei Schweizern fast nur Chinesen in ihren blauen oder grauen «Uniformen». Einige der Männer haben ihre Ballonmütze auf dem Kopf behalten. Frieren sie – oder ist das so Sitte hier? Wir versuchen, uns auf Französisch mit der Stewardess zu unterhalten, die uns freundlich Orangensaft und «Täfeli» offeriert. Das Gespräch ist nicht gerade flüssig – die junge Frau hat Mühe mit der Sprache Voltaires – dafür um so lustiger. Abgesehen davon entschädigt uns ihr Anblick voll: Für eine Chinesin ist sie ziemlich hoch gewachsen, hat eine gut geformte Stirn, sanfte Mandelaugen, volle Lippen und eine Pfirsichhaut. Jedesmal, wenn sie in sprachliche Schwierigkeiten gerät, errötet sie über das ganze Gesicht – und weiss wohl gar nicht, wie hinreissend sie dabei in die Welt blickt! Sie bleibt auch meistens ernst und scheint sehr beflissen, von uns zu lernen, fast wie der Etagenboy im Hotel zu Peking, der mich als Englischlehrer «ausnützte» . . .

Die Maschine verliert jetzt an Höhe. Unter uns taucht eine zartgrüne Landschaft auf, durchzogen von Bächen und schmalen Kanälen: Reisfelder. Wir landen im Grünen. Am Ausgang erwartet uns der Gewerkschaftssekretär für die Region von Hang-zhou mit seinem Wagen: Der erste rundum rundliche Chinese, der mir begegnet, mit einer heiseren Fistelstimme, die gar nicht zu seiner massigen Gestalt passen will. Er wird immer sehr besorgt um unser leibliches Wohlbefinden sein – und geht selber mit dem guten Beispiel voran. Auch in China scheinen die Leute nicht zufällig dick zu werden.

Ein Paradies!

Hang-zhou, genauer die Landschaft, zu der die Stadt das Tor bildet, werde ich so bald nicht vergessen. Es ist hier, Ende April, schon angenehm warm, das Klima etwa halbtropisch. «Im Himmel gibt's das Paradies und auf Erden Hang-zhou», so lautet ein Sprichtwort, erklären unsere chinesischen Begleiter – nicht ohne Stolz. Der «Spruch» übertreibt nicht: Eine lieblichere Landschaft kann ich mir kaum vorstellen.

Da ist einmal der Westsee, der in drei Teile zerfällt, mit ebenfalls drei künstlich angelegten kleinen Inseln. Auf drei Seiten umfassen ihn – wie einen kostbaren blauen Edelstein – sanfte bewaldete Hügel. Und was

hier alles wächst! Schlanker Bambus, leuchtende Rotbuchen, ausladende Trauerweiden, gewöhnliche Weiden, Ahorn, asiatische Fichten und viele andere Bäume und Sträucher, deren Namen mir unbekannt sind. Wir fahren über den See, unser Boot gleitet an schwimmenden Lotustep-pichen vorüber. Und Welch göttliche Ruhe! Nicht wie bei uns, wo einem etwa das Geknatter der Aussenbordmotore an den Nerven sägt. Hier hört man ausser zwei offiziellen Motorbarken nur das Eintauchen von Rudern, und sieht Segelboote geräuschlos vorüber ziehen. Auch Transistorenge-plärr stört keinen; die vielen Sonntagsausflügler müssen sich hier noch selber unterhalten. Gott sei Dank! Man muss hierher kommen, um gewahr zu werden, wie bei uns zu Hause ein idiotisch missbrauchter «Wohlstand» mit allen seinen unnötigen Lärmquellen die Menschen schliesslich unfähig macht, die Schönheiten zu erleben, die uns die Natur in reicher Fülle beschert – und erst noch gratis.

Etwas Merkwürdiges noch: Dieser Westsee ist nur wenig tief, im Durchschnitt etwa zwei Meter. Im Wasser stehen in bestimmten Abständen kleine Pagoden aus Stein. Ihr Zweck: An ihnen lässt sich der Wasserstand ablesen. Diese «Pagödelchen» haben oberhalb der Wasserfläche eine Aushöhlung. Wenn nun der Mond scheint, stellen die Leute brennende Kerzen hinein und über das Loch eine Art Seidenpapier – und auf einmal glitzern dann viele, viele kleine Monde auf dem Wasser.

Sie haben unglaublich viel Sinn für Schönheit und Poesie, diese Chinesen. Das verraten auch die Namen, die sie Orten, Landschaften und Bauwerken geben. So heisst hier z. B. eine der Inseln «Einsamer Hügel», ein Park «Herbstlicher Mond über dem ruhigen See», von den Quellen, die aus den Hügeln sprudeln, wird eine «Drachenquelle» genannt, eine zweite «Tigerquelle», eine dritte «Jadequelle», und der Chef der Stadt-gärtnerei zeigt uns voller Stolz eine besonders kostbare Zuchtblume: «Blaue Wolke».

Kurz, diese Bootsfahrt und den anschliessenden Spaziergang über die kleinen Inseln, die durch elegant geschwungene Bogenbrücken oder kleine Stege miteinander verbunden sind, vorbei an malerischen Tempeln, Blumen, kleinen Bassins mit Gold- und andern Fischen, die man füttern kann, werde ich nie vergessen.

Etwas später fahren wir mit dem Auto einen Hügel hinauf. Und da entdecke ich durch das Wagenfenster – einer Blitzaufnahme gleich – das «alte China», wie ich es aus der Literatur kenne: Fünf Männer schleppen an Seilen einen schwer beladenen Karren den Berg hinauf, über der Stirne haben sie ein Tuch um den Kopf gewickelt, damit ihnen der Schweiß nicht in die Augen rinnt; ihre Gesichter sind gezeichnet von der Anstrengung. Das ist noch das alte, weite China der Dörfer, mit seinen Menschen, die sich schinden und quälen müssen, weil Pferdestärken noch ungenügend vorhanden sind. Von diesem China, das sich von jenem der grossen Städte gewaltig unterscheidet, haben wir wenig gesehen. Erst wenn der technische Fortschritt einmal auch auf dem weiten Land allgemein Einzug hält, wird das Leben für Hunderte Mil-

lionen von Chinesen leichter werden. Angesichts der krummen Rücken dieser lastenschleppenden Männer aber geniere ich mich, im Auto zu sitzen...

Besuch bei Buddha...

Der Lingyin-Tempel liegt in einer Waldlichtung. Vor dem Eingang wimmelt es von Menschen. Aber schliesslich stehe ich doch vor ihm, dem riesigen vergoldeten Buddha. Mindestens zehn oder auch zwölf Meter hoch muss die Kolossalstatue des Begründers des Buddhismus sein. Buddha heisst «der Erleuchtete». Er lebte als Prinz Siddharta in Indien. Um 560 vor Christus zog er sich mit etwa 29 Jahren aus dem weltlichen Leben zurück, um nach höherer Erkenntnis zu streben. Später liess er sich in der indischen Stadt Benares nieder, wo er etwa 40 Jahre lang seine Jünger um sich versammelte und ihnen seine Glaubenslehre auseinandersetzte. Der Buddhismus, älter als das Christentum, ist heute noch eine der grossen Weltreligionen, wenn er auch offenbar viel von seiner ursprünglichen Kraft und Bedeutung eingebüßt hat – wie übrigens der Christenglauben auch.

Auch die Mehrheit der Chinesen sind (oder waren?) Buddhisten. Ich beobachte die Menschen, die sich um den goldenen Gott drängen, und möchte gerne wissen, was sie jetzt denken und fühlen. Mir scheint, bei den meisten überwiege neugieriges Staunen, nicht Verehrung oder Anbetung. Das würde wohl genau den Wünschen der chinesischen Regierung entsprechen, die heute die Tempel, soweit sie besonders historischen oder künstlerischen Wert besitzen, pflegen lässt: als Museumsstücke.

Immerhin sehe ich ein paar Frauen, die Brennstäbe tragen und irgend etwas vor sich hin murmeln. Aber es sind alte Frauen, mit grauen Haarsträhnen und Gesichtern, die fast nur noch aus Runzeln bestehen. Soldaten im Urlaub, die vor mir stehen, betrachten sie, als wären es Wesen aus einer andern Welt. Mindestens kommt es mir so vor. Buddha ist übrigens von vier Wächtern flankiert – für jede Himmelsrichtung einer – ebenfalls Kolosse, wenn auch etwas kleiner als ihr «Chef». Sie sind buntscheckig bemalt, und besonders zwei von ihnen schneiden furcht-erregende Grimassen. Wie überdimensionierte Kasperlefiguren und «Kinder- schrecks» kommen sie mir vor. Aber sie bleibt mir völlig fremd, diese Tempelwelt. Vielleicht, weil mir das kindliche Gemüt fehlt? ...

... und den Teepflückern

Sie ist noch erstaunlich jung oder sieht jedenfalls so aus, die Leiterin der Arbeitsbrigade der Teepflückerinnen. Sie empfängt uns in einer einfachen Holzbaracke, von der aus wir die terrassenartig angelegte Teeplantage überblicken können. Sehr «cool» beantwortet sie unsere Fragen über die Lebens- und Arbeitsbedingungen ihrer Leute. Es muss sich um

eine Musterkommune handeln, die oft und nicht nur von Ausländern, sondern auch von Mitgliedern anderer Kommunen besucht wird. Jedenfalls berichtet die Chefin in einem Ton, als hätte sie das alles schon tausendmal erzählt.

Tatsächlich kann diese Kommune auf stolze Leistungen hinweisen. Nicht nur ist ihr Drachenbrunnentee als besonders aromatisch bekannt, sondern auch die «Kasse» stimmt. Diese Teearbeiter leben für chinesische Verhältnisse recht gut. Es gibt AHV, für die Frauen mit 60 und die Männer mit 65 Jahren. Zur Kommune gehören u. a. auch ein eigenes Spital, eine Kinderkrippe, ein Coiffeursalon und ein Kino. Alle diese Einrichtungen sind gratis für die Mitglieder der Kommune.

Die Brigadeleiterin begleitet uns hinaus auf den Teehügel, der praktisch den ganzen Tag von der Sonne beschienen wird. Sie zeigt uns, wie die richtigen Teeblättchen vom Strauch gezupft werden – und legt dabei ein Höllentempo vor. Ich kann mir aber vorstellen, dass nach acht Stunden Teeplücken in der prallen Sonne der Rücken ganz «schön» schmerzen muss ...

Die Kommune, so wird uns berichtet, hat im Laufe der Jahre ihre Produktion verzehnfacht. Das hat es ihr erlaubt, mit selbst erarbeitetem Geld elektrische Öfen einzurichten, in denen der Tee getrocknet wird. Wir sehen den Arbeiterinnen und Arbeitern zu, wie sie die grünen Teeblättchen in diesen Öfen umrühren. Ich probiere es auch, ziehe aber die Hand schleunigst zurück: Die Leute hier müssen Hornhaut an den Fingern haben! Und recht monoton ist die Arbeit auch. Daran vermögen vorläufig wohl auch die Lehren Maos nichts zu ändern...

Nur vor einiger Zeit habe ich eine Reportage über die Arbeitsbedingungen der Teepluckerinnen in Indien und Ceylon gelesen: empörend. Verglichen mit ihnen müssten sich ihre chinesischen Kolleginnen wie kleine Königinnen vorkommen.

Abschied von Hang-zhou – im Express nach Schanghai

Schade, hier wäre ich gerne noch geblieben. Unser Programm will es anders. Gegen Abend werden wir mit dem Schanghai-Express Hangzhou verlassen. Bevor wir wegfahren, noch ein Besuch im «Freundschaftsladen». Solche Läden gibt es in allen grösseren Städten; sie stehen nur Ausländern offen. Man findet hier Waren und Kostbarkeiten, die es in den gewöhnlichen Läden wohl kaum zu kaufen gibt: Kunstgegenstände aller Art, Porzellan und hier, in Hang-zhou ganz besonders, Seide und Seidenbrokat. Beim Ausgang steht eine grössere Gruppe von Einheimischen. Mit gespannten Gesichtern beobachten sie die Fremden, die mit Päckchen aus dem Laden kommen. Ein junger Mann staunt uns mit offenem Munde an. Was mögen sie denken?

Es gibt in der Stadt eine grosse Seidenfabrik mit mehr als 2500 Beschäftigten, in der Mehrzahl Frauen. Wir haben sie auch kurz besucht. In der Maschinenhalle, die wir sahen, herrschte ein fürchterlicher Lärm. Es

waren alte Maschinen, die da ratterten, aber sie schienen gut gepflegt zu sein, alles war blitzsauber. Aber der Lärm – die Frauen müssen mit der Zeit schwerhörig werden. Die Arbeiterinnen und Arbeiter werden auch «erzogen»: zu Sauberkeit, Exaktheit, moralisch sauberem Verhalten, einer zivilisierten Umgangssprache usw. Inschriften an den Wänden weisen auf diese Imperative hin. Die Fabrik als Erziehungsanstalt! Ähnliches hat es auch bei uns gegeben, im 19. Jahrhundert!

Wir fahren zum Bahnhof, im Slalomstil, zwischen Hunderten von Radfahrern. Es ist Feierabend, auch auf den Trottoirs eine einzige kompakte Menschenchlange, und am Bahnhof ein Gewimmel wie auf einem Ameisenhaufen. Wir haben es wohl nur unseren Begleitern zu verdanken, dass der Express nicht ohne uns abfährt. Sogar unsere Koffer haben den Weg durch den Menschenknäuel gefunden und landen genau bei unsren reservierten Plätzen.

Es ist angenehm, in China Eisenbahn zu fahren, mindestens im Erstklasswagen. Die Sitze sind bequem und sauber; vor den Fenstern stehen Blumentöpfe, wie in einer gemütlichen Stube. Von Zeit zu Zeit kommt eine Stewardess und kredenzt uns lächelnd Tee. Das gibt's noch nicht bei den SBB!

Gerade schnell fährt er allerdings nicht, unser Express: Ich schätze mit etwa 60 Stundenkilometern. Macht mir gar nichts aus. Ich habe mich schon gut an den langsameren Lebensrhythmus hier in China gewöhnt und fühle mich wohl dabei. Wir fahren über flaches, grünes Land: Reisfelder, so weit das Auge reicht, auch Maulbeerbäume sind zu sehen, von ihren Blättern ernähren sich die Seidenraupen ...

Es ist schon dunkel, als wir in Schanghai eintreffen, der grössten Stadt Chinas und vielleicht der Welt. Und wieder klappt alles wie am Schnürchen: Kollegen von der hiesigen Gewerkschaft erwarten uns auf dem Bahnsteig, genau an der Stelle, wo unser Wagen hält.

Schanghai einst berühmt und berüchtigt – und heute?

Einst war Schanghai die Hafenstadt nicht nur Chinas, sondern Asiens. Hier wurden am meisten Waren umgeschlagen im Handel zwischen Asien und der westlichen Welt. Matrosen träumten von ihr. Aber nicht nur sie, sondern auch Kaufleute, Abenteurer, Opiumsüchtige, Revolutionäre, Touristen mit Fernweh. Auch für manche verkrachte Existenz wurde die Stadt am Huangpu-Fluss zur letzten Station.

Marlene Dietrich drehte hier als «Schanghai-Lilly»; der französische Schriftsteller André Malraux wählte die Stadt als Rahmen für zwei seiner besten Romane «Die Eroberer» und vor allem «So lebt der Mensch» (La Condition humaine); das gleiche tat Vicki Baum für ihre abenteuerliche Geschichte «Hotel Shanghai». Und manche Männer hat damals ganz einfach der «Sündenpfuhl» Schanghai mit seinen berühmt-berüchtigten Bordellen und Opiumhöhlen gelockt – wie der Mist die Schmeissfliegen. Mao hat dieser bunt schillernden, fiebrigen und oft auch mörderischen

Weltbühne am Ostchinesischen Meer, auf der Gott Mammon fast allein regierte, ein abruptes Ende gemacht. Als er mit seiner Revolution siegte, ging auch in Schanghai für den Rest der Welt der Bambusvorhang nieder.

Nur «Freddy Quinn» schnulzt immer noch nostalgisch von einem Matrosen-Schanghai, das es längst nicht mehr gibt... Oder noch nicht wieder gibt? Wie wahr diese Behauptung ist, erleben wir gleich am ersten Abend. Nach dem Nachtessen, bei einem kleinen Spaziergang. Es ist etwa 10 Uhr, und schon sind die Straßen gähnend leer. Wir marschieren, fast allein auf weiter Flur, vorbei an bröckelnden Häuserfassaden aus der «guten alten Zeit». Die Millionenstadt schläft bereits und sammelt Kräfte für einen neuen Tag der Arbeit. Die «Nacht der süßen Laster» findet nur noch in alten Schwarz-Weiss-Filmen statt. Durch die Fensterscheibe einer Druckerei beobachten wir Frauen, die auf alten Tiegelpressen Cellophanfolien drucken. Nacharbeit für Frauen – bei uns verbietet sie das Arbeitsgesetz. Hier werden Männer und Frauen offenbar gleich behandelt.

Dann passiert uns etwas, was wir bis jetzt nicht erlebt haben: Ein junger Bursche kommt daher und spricht uns an, wobei er sich gleich für sein schlechtes Englisch entschuldigt. Er studiere Techniker. Weshalb er Englisch gelernt habe? «Vielleicht kann ich eines Tages ins Ausland reisen», meint er lächelnd. Inzwischen versuche er halt, seine dürftigen Sprachkenntnisse im Gespräch mit Ausländern zu «trainieren». Ich habe aber beobachtet, wie er sich nach allen Seiten umschaut, bevor er uns ansprach. Hatte er Angst und vor wem? Auch während er mit uns spricht, scheint er leicht nervös zu sein. Aber seine Neugier war stärker...

«Alle sollten von Schanghai lernen»

Wir starten zu einer Schiffahrt auf dem Huangpu, der hier ins Meer mündet. Der Ausflugsdampfer gleitet unter einem diesigen Himmel dem «Bund» entlang, jener Wasserfront mit Bankpalästen, Waren- und Bürohäusern, die noch aus der Zeit stammen, als die europäischen Kapitalisten hier ihre sogenannten Konzessionen eingerichtet hatten und sich aufführten, als wären sie zu Hause. Genau so sieht der «Bund» auch heute noch aus: Man wähnt sich an der Themse, in London...

An den Hafenkais herrscht reges Leben, Schleppschiffe kreuzen zwischen Frachtdampfern und einigen veraltet wirkenden Kriegsschiffen. Weiter draussen schaukeln malerische alte Dschunken, mit ihrem typischen grossen Segel. Die Luft ist mit Kohlenmonoxid geschwängert, und der Kiel unseres Schiffes schneidet seine Furche durch eine braune Brühe. Kunststück: Hier leben über elf Millionen Menschen, und Schanghai ist immer noch die Industriemetropole Chinas. Was da an ungereinigtem Abwasser ins Meer fliessen muss...

Ein bisschen mehr als ein Prozent der Chinesen leben in Schanghai, aber sie erschaffen mehr als einen Sechstel des Nationaleinkommens. Letztes

Jahr sind mehr als ein Siebentel der exportierten Waren in den Fabriken dieser Stadt produziert worden. Noch eindrücklicher: Gut 45 Prozent (!) der in China erzeugten Konsumgüter kommen aus den ebenso fleissigen wie geschickten Händen der Werktätigen von Schanghai. Die Stadt marschiert auch an der Spitze im Bildungswesen und der modernen Technologie. Sie hat mehr als eine Million ausgebildete Arbeitskräfte in andere Regionen Chinas «exportiert». «Alle Regionen Chinas sollten von Schanghai lernen», hat kürzlich das «Pekinger Tagblatt» geschrieben. Vielleicht sind die einstigen Ausbeuter-Kapitalisten aus dem Westen doch auch in bisschen schuld daran, dass Schanghai und die Schanghaier immer noch Avantgarde sind in China. Unbeabsichtigt natürlich haben sie einst das alte China brutal aus einem Dornröschenschlaf gerissen.

Sie erzeugen Spitzenprodukte

Dass hier tatsächlich auch moderne technische Spitze erzeugt wird, erleben wir in einer Werkzeugmaschinenfabrik. Sie beschäftigt mehr als 6000 Arbeiter und Arbeiterinnen. Am Eingang bittet man uns, die Schuhe auszuziehen, und reicht uns Schlarpen. Es werden hier z.T. Werkzeugmaschinen (z. B. elektronisch dirigierte Drehbänke) von höchster Präzision gebaut. «Das ist Spitze, die sich durchaus mit ähnlichen Produkten messen kann, wie sie bei uns oder in den USA usw. produziert werden», stellt unser Fachmann André Ghelfi fest.

Werden die Chinesen mit solchen Spitzenerzeugnissen bald auf dem Weltmarkt auftauchen? An Intelligenz und Fleiss dazu fehlt es ihnen bestimmt nicht. Allerdings ist der Bedarf im eigenen Land riesig, und diese eine Fabrik in Schanghai ist nicht typisch für den Stand der Entwicklung Gesamtchinas, sondern eben noch – einsame Spitze. Sie beweist aber, dass «sie es können». Hier werden, für chinesische Verhältnisse, auch Spitzentlöhne bezahlt; Minimallohn: 42 Yuan; Spitzenlohn: 123 Yuan; Durchschnittslohn: 68 Yuan, was nach dem offiziellen Wechselkurs ebenso vielen Schweizer Franken entspricht – aber noch keinen Vergleich erlaubt. Dazu müssten wir z. B. genau wissen, was hier «das Leben» kostet. Für die Werksangehörigen gibt es ferner: Swimmingpool, Sanatorium, Kindergarten, Fachschule, höhere Schule auf Universitätsstufe, Freizeit- und Kulturzentrum usw.

«Unser Management ist noch nicht „comme il faut“», erklärt uns der Direktor beim Tee, «aber wir bemühen uns, zu lernen.» Immer bescheiden, diese Chinesen, auch wo sie Spitze sind... Wir besuchen auch noch die Uhrenfabrik «Zuan-shi» (Diamant). Darüber nur soviel: 2000 Arbeiterinnen und Arbeiter erzeugen eine einfache, «klassische» Armbanduhr. Jahresproduktion: rund eine Million Stück. (Bei einer Milliarde Chinesen haben sie noch eine grosse Zukunft vor sich!) Hier entspricht der Maschinenpark noch bei weitem nicht schweizerischem (oder japa-

nischem) Niveau. Mir fallen aber die aufgeweckt dreinblickenden Uhrenmacherinnen auf – sie sind in der Mehrheit. Kein Zweifel: auch sie vermöchten «Spitze» zu produzieren.

Wie sie leben

Genauer müsste ich schreiben: Wie das AHV-Ehepaar lebt – beide ehemalige Fabrikarbeiter –, das wir in einem Aussenquartier von Schanghai in seinem Heim besuchen dürfen. Denn die Existenzgrundlagen dieser beiden Alten sind zweifellos erst Zukunftsmusik für die grosse Mehrheit der Chinesen.

Die Leute wohnen in einem dreistöckigen Haus, zusammen mit Tochter und Schwiegersohn. Aber die Alten haben einen Raum – ganz für sich allein. Gerade gross ist er allerdings nicht und mit Möbeln fast ausgefüllt: Doppelbett, zwei Holzbänke, mehrere Holztruhen, zwei Kommoden, Hocker, Radio und eine Nähmaschine Marke Singer.

Frau Liu (ihren wirklichen Namen habe ich nicht richtig verstanden), eine unersetzte, freundliche und lebhafte Person begrüsst uns herzlich, serviert den Tee und übernimmt gleich das Kommando. Sie erzählt farbig und engagiert aus ihrem früheren und heutigen Leben. Ihre «Geschichte» würde mehrere Seiten füllen. Darum nur soviel und ohne Garantie für restlos treue Wiedergabe: Die beiden erhalten zusammen rund 85 Yuan Rente im Monat (ebenso viele Franken), die ihnen der Betrieb auszahlt, wo sie gearbeitet haben. Für die Miete bezahlen sie etwa 6 Franken; Elektrizität und Gas kosten zusammen rund 5 Franken. Heizung gibt es nicht. (Durchschnittstemperatur von Schanghai im Winter: 11 Grad). Pro Person geben sie etwa 15 Franken pro Monat für Lebensmittel aus. (Nebenbei: in der Fabrikkantine kostet ein Mittagessen etwa 15 Fyng (Rappen). Zum Frühstück gibt es, wie überall in China, gekochten Reis. Für Arzt und Spital brauchen sie nichts zu bezahlen.

Kurz, das Ehepaar Liu verlebt ein sorgenfreies Alter; es kann noch einige Franken auf die hohe Kante legen – zum Beispiel für den späteren Kauf eines Fernsehapparates. Natürlich lebt es bescheiden. So gibt es z. B. im Haus für drei Familien nur eine Küche, aber jede hat immerhin ihre eigene Gas-Kochstelle. Frau Liu hat einen sagenhaften Aufstieg erlebt, «dank der Revolution». Einst hat sie, kaum neun Jahre alt, schon in der Textilfabrik schuften müssen, litt trotzdem Hunger und musste auf dem Boden schlafen ...

Kein Wunder, dass sie auch heute noch freiwillig in der Frauenorganisation der Partei mitmacht ...

Abschied von Schanghai und China

Wir schlendern noch über die Nanking Road, eine Geschäftsstrasse, die einst auch im Westen bekannt war. Das heisst, wir möchten schlendern – aber sie ist schwarz von Menschen, und wir müssen ständig aufpassen,

dass wir uns nicht aus den Augen verlieren. Mir scheint, die Menschen seien hier viel lebhafter und ein bisschen «lässiger» als in Peking. Zwar ist Schanghai keine Weltstadt mehr – dafür ist sie auch zu puritanisch –, aber eine grosse Hafenstadt mit einem schnelleren Rhythmus ist sie geblieben. Kaum Eleganz in den Warenhäusern, aber doch ein recht breites Angebot.

Auch die Frauen sind anders als in Peking. O, kein Hauch von Mondäni-tät, aber viele tragen recht hübsche farbige Blusen – und ihr Gang, so scheint mir, ist leichtfüssiger, damenhafter. Mache schauen einem auch offen ins Gesicht. Vielleicht spielt da das südliche Temperament mit.

Ich trete kurz in ein Restaurant ein – einfach so, aus Neugierde – und platze mitten in eine grosse fröhliche Hochzeitsgesellschaft. Und sehe ein «Wunder»: den ersten und für mich letzten Chinesen – mit einer weissen Krawatte! Der Mann, vermutlich der Bräutigam, lächelt mir zu und gibt mir Zeichen, ich solle doch Platz nehmen. Ich wäre gerne geblieben, aber unser Programm...

Am Abend, grosses Abschiedsessen. Die Schanghaier Kollegen lassen sich nicht lumpen. Mindestens 20 Gänge, auf kleinen Plättchen serviert, die auf einer Art Karussell mitten auf dem runden Tisch rotieren. Ich weiss nicht immer, was ich gerade in den Mund führe, aber es schmeckt ausgezeichnet. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, dass die Chinesen ein Volk mit einer alten, geradezu raffinierten Kultur sind – an diesem Abend wurde er uns geliefert.

Kurz vor diesem Festmahl schlendere ich ziellos durch eine Wohnstrasse mit älteren Häusern. Anders als in Peking kann ich hier in die Wohnungen gucken. Fast überall scheinen mehrere Menschen in einem einzigen kleinen Raum zu leben. Ein älterer Mann kocht vor der Türschwelle auf einem eisernen Öfelchen sein Nachtessen, ein bisschen weiter tut eine Frau dasselbe.

Aber dann ist's plötzlich aus mit dem ungestörten Beobachten. Ich habe die Aufmerksamkeit der ganzen Gasse erregt. Vor allem Burschen strömen herbei, auch einige Mädchen. Bald sind es mindestens 50 oder 60 Personen, die sich um mich gruppieren. Ich komme mir vor wie der Rattenfänger von Hameln – oder der Riesenaffe im Zoo! Ich lächle, und die meisten lächeln zurück. Einige kichern, andere stecken die Köpfe zusammen, scheinen irgend etwas zu beraten. Jetzt stehen sie fast wie eine Mauer vor mir.

Da tritt einer vor oder wird von den andern gestossen. Er begrüsst mich mit hochrotem Kopf. Pause. Zurufe aus dem Haufen. Aber der Junge ist schrecklich verlegen, und ich habe Mühe, sein «gestaggetes» Englisch zu verstehen. Er studiere Medizin – woher ich käme, möchten seine Kameraden wissen, was mein Kittel koste. Ob es stimme, dass in der Schweiz alle Skifahren würden. Ob es mir gefalle in Schanghai. «Verzeihen Sie, wir möchten Sie nicht belästigen, aber meine Kameraden . . .». Ich beantworte die Fragen, möglichst freundlich und gelassen. Aber die Situation ist doch ungewöhnlich, und über die Köpfe hinweg sehe ich

auch, dass wir den Durchgangsverkehr völlig blockieren. Auch möchte ich verhüten, dass plötzlich ein Polizist auftaucht, um die «Ordnung» wieder herzustellen. Darum bitte ich um Verständnis, ich würde von meinen Freunden erwartet. Der Jungmediziner übersetzt; der Ring öffnet sich; ein kleines Mädchen gibt mir die Hand, und die andern rufen im Chor: «bye, bye!» – oder so ähnlich.

Schade, wie gerne hätte ich mich mit diesen jungen Chinesen richtig unterhalten! Aber es waren wirklich zu viele...

Hongkong: der Westen hat uns wieder

Traumhaft schön, der Anflug auf Hongkong, mit den vielen kleinen Inseln im blauen Meer. Die Landepiste haben sie aufs Wasser hinaus gebaut. Auf dem Festland gibt es keinen Platz mehr: Die Stadt platzt aus allen Nähten, auch die Wohnhäuser, vor deren Fenster überall Wäsche flattert. Wo sollte sie sonst flattern, in dieser hoffnungslos übervölkerten Stadt?

Und erst der Verkehr – der reine Wahnsinn! Autobahnen, mitten durch die City, auf Pfeilern, durch Tunnels; Wolkenkratzer, reihenweise! Motorrengeknatter überall und dicke Abgaswolken. Verrückt, was hier alles produziert wird – und noch viel mehr verkauft. Alles und jedes. Abends, in den engen Gassen, zwischen den Hochhäusern komme ich mir wie gefangen vor. Junge Burschen wollen mich zu «beautiful girls» führen, «massage!». Bettler halten die hohle Hand hin, während reiche Hongkongchinesen mit ihren Strassenkreuzern vorüber rauschen, den Berg hinauf, zu ihren Traumvillen. Ganze Wälder von Reklameschildern, in allen Farben und Formen, mit Neon beleuchtet. So viele, dass man zuletzt keines mehr sieht...

Mir brummt der Kopf, und ich bin müde. Hongkong erschlägt mich. Der Gegensatz ist einfach zu krass. Ich muss zuerst einmal lange, lange schlafen.

Aber auch in dieser englischen Kolonie leben und arbeiten Chinesen. Nur unter einem anderen System – dem Kapitalismus. Mir kommt es vor, als hätten sie sein Gerangel, den hektischen Tanz um den Dollar auf die Spitze getrieben. Ausgerechnet hier, auf dieser kleinen Insel im Schatten der grossen kommunistischen Volksrepublik China. Aber das ist eine «andere Geschichte»...

Maos Revolution...

Wir haben nur einen kleinen Teil Chinas erlebt, und auch diesen eigentlich nur an der Oberfläche. Es war, von der Lebenshaltung her gesehen, der bessere Teil. Darum fällt es mir auch nicht ein, zu behaupten, ich wisse jetzt, «was in China los ist». Denn, noch einmal sei es betont: 860 Millionen Chinesen leben auf dem Lande. Von ihnen – der überwältigenden Mehrheit also – haben wir kaum etwas gesehen. Für die Zukunft

Chinas aber wird es entscheidend sein, wie sich die Lebensbedingungen dieser 860 Millionen in den nächsten Jahren und Jahrzehnten entwickeln werden.

Ich wage auch nicht, über den Erfolg oder Misserfolg der kommunistischen Revolution zu urteilen. Hat sie das Leben und Denken der Chinesen grundlegend verändert? Und wenn ja, zum Guten oder zum Schlechten? Ich bin vorsichtig, mit guten Gründen. Gewiss, vor Mao herrschte das Feudalsystem über die Masse der Bauern. Sie waren praktisch Sklaven der Grundbesitzer, die sie in Armut und Verzweiflung trieben. Diese Bauern hatten damals nur einen Wunsch: Sie wollten das Land, das sie bearbeiten mussten, selber besitzen und die Früchte ihrer Arbeit für sich selber ernten.

Mao hat ihnen das Land nicht gegeben. «Es soll euch allen gemeinsam gehören; alle sollen aus einem Topf essen; alle sollen gleich sein», hatte er gesagt. So wurden die Volkskommunen gegründet, Gemeinschaften von 20 000 bis 50 000 Menschen. Diese Kommunen haben zum Teil Grossartiges geleistet: Ströme gezähmt, Wasserreservoirs angelegt, Bewässerungssysteme eingerichtet, Straßen gebaut usw.

Aber die das taten und das Land beackerten, waren nicht Bauern geworden, sondern Landarbeiter. Heute wissen wir, dass das Ergebnis katastrophal war: Die Erträge gingen rapide zurück; Millionen Menschen hungerten; Hunderttausende starben. Die offizielle Propaganda aber erzählte der Welt Märchen von den wundersamen Erfolgen, die Maos geniale Ideen hervorgezaubert hätten. Der beste Beweis dafür, dass es leider nur Märchen waren: Ab etwa 1959 wurde das Steuer herumgeworfen. Die Bauern durften einen Teil des Kommunelandes wieder privat bewirtschaften – und die Erträge stiegen. Den radikalen Kommunisten aber gefiel das nicht: «Verrat!», schrien sie. Vielleicht aber spielte sich an der Spitze des Regimes auch bloss ein Machtkampf ab. Wie dem auch sei: Die sogenannte «Kulturrevolution» tobte durch das Land und Hunderttausende (vielleicht auch Millionen) fielen ihr zum Opfer. Die armen Bauern wurden wieder «umerzogen» und mussten Maos rote Bibel auswendig lernen – wie fromme Moslems die Suren ihres Korans. Und aus war's mit ihren «lebensrettenden Privatgärtchen».

Einige Jahre später müssen die Bauern erneut umlernen: Teng-Hsiaoping steigt aus der Versenkung empor; Mao stirbt; die «Viererbande» samt ihrer «Kulturrevolution» kommt vor Gericht. Maos «rote Bibel» ist nicht mehr «in» (auf unserer ganzen Reise ist sie mir nie und nirgends zu Gesicht gekommen). Eines scheint sicher zu sein: Die Kulturrevolution hat China zutiefst erschüttert und seine Wirtschaft an den Rand einer Katastrophe gebracht.

... und Chinas Zukunft

Heute, unter dem Einfluss Tengs, dem neuen starken Mann, findet eine wirtschaftliche «Liberalisierung» statt. Man spricht und schreibt von der

«Eigenverantwortung» des einzelnen Menschen. Die Landkommunen scheinen teilweise aufgelöst zu werden. Zwar wird das Land nicht an die einzelnen Bauern oder Familien verteilt oder verpachtet, aber sie dürfen bis zu 15 Prozent auf eigene Rechnung bewirtschaften. Wer mehr produziert, der soll auch mehr bekommen, heisst es jetzt.

Das Ergebnis, dort wo die neuen Parolen befolgt werden, scheint Teng recht zu geben: Das von den Bauern privat beackerte Land werfe dreimal mehr ab als dasjenige der Kommune.

Neuesten Meldungen zufolge soll auch in den Industriebetrieben eine Art «Leistungslohn» eingeführt werden.

Teng Hsiao-ping aber ist ein alter Mann. Was wird nach ihm kommen? Und was geht wohl in den Köpfen von Millionen von Chinesen vor, denen man einmal «hüst» und dann wieder «hott» befiehlt? Ihre geistige (ideologische) Verwirrung dürfte nicht gering sein. Ich könnte mir vorstellen, dass die meisten von ihnen nur noch glauben, was sie sehen und nicht zu laut sagen, was sie wirklich denken. Denn man weiss ja nie, woher morgen der Wind blasen wird...

Vorläufig aber gilt: von 860 Millionen Chinesen, die auf dem Lande wohnen, lebt bloss ein gutes Drittel über dem Existenzminimum. Ein weiteres Drittel erreicht es, und das letzte Drittel (über 280 Millionen Menschen) liegt unter diesem Minimum. China besitzt nur 7 Prozent des Agrarlandes der Welt, muss damit aber 22 Prozent der Weltbevölkerung ernähren.

Viel wird auch davon abhängen, ob es gelingt, den «Babyboom» wirklich zu stoppen. Denn immer mehr Menschen brauchen nicht nur mehr Nahrung, sondern auch mehr Wohnraum – der meistens «Brotland» wegfrisst.

Ein grosses Volk, das ebenso grosse Probleme zu lösen hat. Wir können ihm dabei nur Glück wünschen.

Dank

Ich will diesen Reisebericht nicht abschliessen, ohne unsren Kollegen vom Allchinesischen Gewerkschaftsbund herzlich zu danken. Sie waren grossartige Gastgeber und ebenso umsichtige wie liebenswürdige Reisebegleiter. Nie hat es auch nur die geringste Panne gegeben, alles klappte wie am Schnürchen – mit der Präzision einer Schweizeruhr, sozusagen.